



**Dieter Simon**

---

## **Einführung zur Akademievorlesung von Herbert Sukopp am 15. Februar 1996**

In: Berichte und Abhandlungen / Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften  
(vormals Preußische Akademie der Wissenschaften) ; 3.1997, S. 101-104

Persistent Identifier: [urn:nbn:de:kobv:b4-opus-29598](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:kobv:b4-opus-29598)

---

Die vorliegende Datei wird Ihnen von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften unter einer Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 4.0 International (cc by-nc-sa 4.0) Licence zur Verfügung gestellt.



# *Einführung zur Akademievorlesung von Herbert Sukopp am 15. Februar 1996*

*Dieter Simon*

*Präsident der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften*

Meine Damen und Herren,

„Stadtluft macht frei“. Das ist die Losung, mit der der historisch Interessierte wohl am häufigsten konfrontiert wird, wenn er sich dem Phänomen der „Stadt“ im Abendland nähert. „Luft“ ist in diesem Rechtssprichwort eine Metapher für den Umstand, daß der entlaufene Hörige es fertiggebracht hatte, sich über Jahr und Tag dem Zugriff seines Herrn zu entziehen. Wem es gelungen war, so lange Stadtluft zu atmen, der war frei, insofern als er nicht wieder in die alten Bindungen versetzt werden durfte. Daß diese Freiheit ihn nicht per se schon ernährte, war dabei völlig klar und es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß dieser Aspekt der „Stadtluft“ von allen, die sie im Mittelalter zitierten, mitgehört wurde. Die Freiheit barg nicht mehr, aber auch nicht weniger als eine Chance.

Wer heute die „Stadtluft“ zitiert, der denkt vermutlich in keinem einzigen Fall noch an die historische juristische Qualität dieser Luft, sondern der hat - vor allem in Berlin, wo bis vor einigen Jahrzehnten die Luft noch mit gutem Grund wegen des ganz besondern Dufts besungen werden konnte - den Gegensatz zwischen stinkender Stadtluft und würziger Landluft vor Augen. Der denkt nicht an das Atmen in der Stadt, um frei zu sein, sondern an das freie Atmen in der Stadt, nicht an die stadtbürgerlichen Folgen des Luftgenusses, sondern an die Folgen von Luftgenuß für den Stadtbürger. Was ihn beschäftigt, das sind nicht die feudalen Lasten, die er durch sein Atmen in der Stadt abschüttelt, sondern die chemischen Lasten, die er durch sein Atmen in der Stadt aufnimmt.

Für eine solche Haltung haben inzwischen sehr viele Verständnis. Aber nur wenige haben den Lebensraum „Stadt“ zum Gegenstand ihrer Profession gemacht oder, wie unter Wissenschaftlern zu formulieren wäre: zum Objekt systematischer Forschungen.

Unser Mitglied Herbert Sukopp ist einer dieser wenigen.

Jahrgang 1930, ist er ein mehr als echter Berliner. Man ist versucht zu sagen: Er ist ein Berliner von Kantischem Format, d. h. in diesem Fall: geboren in Berlin, studiert in Berlin, promoviert in Berlin, habilitiert in Berlin, Professor in Berlin. Zur Zeit hat er einen Lehrstuhl für Ökosystemforschung und Vegetationskunde an der TU. Und auf diesem hat er bewiesen, daß man, wie Kant, von dem Ort, an den man gestellt wurde oder auf den man sich stellte, die Welt bewegen kann, ohne sich selbst anders denn geistig zu bewegen – vielleicht sogar nur dann.

Herr Sukopp hat mit Botanik begonnen – das war sein Studienfach – und blättert man die riesige, jetzt bald 450 Titel umfassende Liste seiner Publikationen durch, dann sieht man, daß er diesen Anfängen immer treu geblieben ist.

Zahlreiche Aufsätze beschäftigen sich mit einzelnen Pflanzen oder Pflanzenbeständen in kleinen Gebieten: Die Verjüngung der Eiben, die Laubholzmistel in Berlin, die Bedeutung des Hopfens, das Röhricht an der Havel, die Jahresringe bei Kiefern und Eichen, die Bäume und Sträucher auf der Pfaueninsel – das sind Titel, wie sie jedenfalls der Laie von einem, der sich professionell mit der Botanik beschäftigt, erwartet.

Aber bald mengen sich deutlich andere Töne in seine Publikationen „Der Einfluß des Menschen auf die Vegetation“ oder (etwas anspruchsvoller, aber) deutliche Fortsetzung des gleichen Themas „Anthropogene Vegetationstypen“ – das sind Titel, deren Kehrseite dann lautet „Die Bedeutung des Naturschutzes“ oder „Belastete Landschaft – gefährdete Umwelt“.

Von da an stellen sich sehr schnell normative Gesichtspunkte ein: Es werden „Forderungen an die Naturschutzgesetze der Bundesländer“ formuliert, botanische Kartierung und Biotopkartierung münden in die unermüdliche Mitwirkung des Forschers an der wissenschaftlichen Begründung für die Aufstellung der sogenannten „Roten Listen“ von gefährdeten Pflanzen und Tieren. Das Wort „Schutz“ taucht immer häufiger auf und würde, falls man eines Tages in dieser Akademie nicht nur ein Goethe-Wörterbuch, sondern auch ein Sukopp-Wörterbuch verfassen sollte, mit der Zahl von zugehörigen Belegen sicher an der Spitze rangieren.

Seit den 70er Jahren gesellt sich zu dieser Liste von Arbeitsfeldern dann noch ein Gesichtspunkt, der bis dahin nicht prominent gewesen war. Ein Aufsatz unter dem Titel „Höhere Pflanzen als Bioindikatoren in Verdichtungsräumen“ signalisiert, daß auch der Mensch nicht mehr nur als der Zerstörer der Umwelt, sondern daß er selbst als eine – wenn auch durch sich selbst – bedrohte Art aufgefaßt werden kann.

Es ist ganz offensichtlich der Mensch in der Stadt, der hier zur Debatte steht – der Mensch, den der der Natur verbundene Städter Sukopp offenbar am besten kennt. „Ökologische Stadtplanung“ heißt es nun oder „Die grüne Stadt“,

„Ökosystem Großstadt“ und „Die Stadt als Lebensraum für Pflanzen, Tiere und Menschen“.

Ganz nüchtern stehen wir jetzt da, wo es, mit einem Titel von Sukopp aus dem Jahre 1990, heißen kann „Natur und Stadt – zwei Pole nähern sich ganz behutsam“.

Daß dies kein trivialer Weg gewesen ist und keine einfache, gleichsam zwangsläufige Annäherung, ist vielleicht nicht ohne weiteres einsichtig. Es wird deutlicher, wenn man einen flüchtigen Blick auf die Geschichte der Stadt wirft, die in diesem 20. Jahrhundert doch eine erstaunliche Karriere gemacht hat. Ein solcher Blick wird der Bedeutung von Herbert Sukopp sicher gerechter als der hilflose und offensichtlich unmögliche Versuch, Ihnen einen nur halbwegs zutreffenden Überblick über die wissenschaftlichen Arbeiten von Herbert Sukopp zu geben. Denn das verbietet schon deren stupende Zahl, ohne daß man die deutlich fehlende fachwissenschaftliche Kompetenz des Einführenden zu bemühen bräuchte.

Was aber mit ein paar Sätzen versucht werden kann, ist die Einordnung dieser Forschungen in eine allgemeinere Linie, die dieses Jahrhundert durchzieht. An dessen Beginn standen die kritischen und kulturpessimistischen Bewertungen der Stadt. Vor allem die große Stadt, die Großstadt im Sinne der industrialisierten Megalopolis von Fritz Lang, der Moloch, welcher unaufhaltsam wächst und alles Unschuldige und Gesunde verschlingt, ist das Thema nicht nur von Spengler und Toynbee, von Wandervögeln, Intellektuellen der verschiedensten Herkunft und Faschisten. Sie ist auch der Gegenstand einer, gerade dem städtischen Bürgertum eigenen, romantischen Fluchtbewegung. Wer des Städtischen überdrüssig ist, wer genug hat von dem im eigentlichen Sinne Künstlichen, den zieht es hinaus vor die Stadt, um dort die Natur zu finden. Er läßt die Artefakte hinter sich und gibt sich dem Unverstellten hin.

Die Stadt wird lange noch als das angesehen, was ihre Explosion in der industriellen Revolution zu suggerieren schien: Die Stadt ist der Ort, an dem eigentliches oder wahres Leben nicht stattfindet, an den sich demnach auf Dauer nur jener begibt, der seine Existenz anderswo nicht fristen kann, der nicht in der Lage ist, der Stadt aus dem Wege zu gehen und sei es auch nur für den Abend und am Wochenende. Die Stadt als Transitorium – solange man sie eben braucht, um sich die Mittel zur Reproduktion zu verschaffen.

Über die Faszination der großen Stadt, wie sie paradigmatisch etwa in dem Roman *Manhattan Transfer* von Dos Passos zum Ausdruck kommt, der die deutsche Jugend nach dem Zweiten Weltkrieg faszinierte, bahnt sich langsam die Akzeptanz der Stadt an, bis hin zu ihrer Einschätzung als des bevorzugt lebenswerten Raums, also jenes Raums, in dem das urbane Leben dem Leben in der Provinz entgegengesetzt ist.

Erst langsam verbreitet sich das Bewußtsein, daß Stadt nicht mehr vermieden werden kann. Noch lange nach dem Zweiten Weltkrieg galt, daß wenn die Stadt schon unvermeidbar war, sie dann wenigstens ländlich aussehen solle. Sie sollte Gartenstadt oder sie sollte Schlafstadt sein. Dieses Bewußtsein wandelt sich allmählich in die Vorstellung, daß es schön ist, in einer Stadt zu leben und mühsam und unerquicklich, der ohnehin jetzt immer unnatürlicheren Natur ausgesetzt zu sein.

In letzter Konsequenz formt sich daraus die Einsicht, daß die Natur selbst längst zum Artefakt wurde, nicht weniger künstlich als die Stadt, der Inbegriff aller Kunst. Erst in diesem Moment wird es möglich, die Natur wieder in der Stadt aufzusuchen – die städtische Vegetation zu emanzipieren von dem Verdacht, sie sei nichts anderes als ein verdorbener Abklatsch der Vegetation draußen, ein Surrogat für die echte Natur, wie die Wachsblumen auf dem Fensterbrett.

In diesem Moment beginnt nicht nur die ökologische Umkehr, sondern es beginnt die wirkliche, die moderne Urbanistik, die jetzt unter ganz anderen Vorzeichen steht, als die Urbanistik des alten Griechen Hippodamos von Milet, den man landläufig als den Vater der Urbanistik bezeichnet, weil er sich erstmals um die planerische Gestaltung des städtischen Raums bemühte – und zwar unter dem Gesichtspunkt der „besten Ordnung des Gemeinwesens“.

Die moderne ökologische Großstadt hat viele Hippodamoi. Herbert Sukopp ist einer von ihnen.